Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung
Band: - (1998-1999)
Heft: 2

Artikel: Afrika in der Schweiz? : Ein verborgenes Land
Autor: Drack Fischer, Bea
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1053836

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es goss wie aus Kübeln. Auf der rechten Spur der N1 fuhr ein Landrover. Abenteuerlich sah er aus mit den Benzinkanistern und den Sandblechen auf dem Dach. Wo ist Afrika? stand in arabischer Schrift auf der Heckklappe.

Afrika in der Schweiz?

Ein verborgenes Land

Bea Drack Fischer

La vie africaine läuft bei Frauen im Privaten ab

Nach dem Besuch im Black Caesar Afro Centre

Fotos: Edith Zimmermann

Es war mein Landrover. Afrika war mein Traum, und zu Afrika gehörte nun mal ein Landrover. Also kauften wir auf Pump einen alten 109er – eine Schwarte war's, dass Gott erbarmt –, packten Sandbleche und Benzinkanister aufs Dach, zurrten alles fest und fuhren an jenem regnerischen Augusttag vor mehr als zehn Jahren los Richtung Afrika. Toure Kunda sang AFRICA, und ich sang mit. In unseren Herzen tobte Übermut. Drei Monate später fuhr ich den Landrover in Mali zu Schrott. Auf dem Wrack verdichtete sich die Ironie zu Hohn. Wo ist Afrika? «Afrika ist überall.» antwortete der Bauer ernsthaft, feierlich fast, der so plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht war.

Wo ist Afrika?

Afrika ist überall. Zebralook bei der Migros, Afrikawoche im Spitalcafé, Afropfingsten in Winterthur, Nilpferde im Zürizoo. Kein Lebkuchenherz ohne Nelken aus Sansibar, kein Blues, dessen Wurzeln nicht afrikanisch sind. Überall Afrika. Trotz dieser Alltäglichkeit und obschon Afrika Europa am nächsten ist, ist uns Afrika fern. Fremd. Exotisch. Knapp 15'000 Menschen aus Afrika (ohne arabische Staaten) leben ständig in der Schweiz. Hinzu kommen Asylsuchende, Gogo-Tänzerinnen mit Artistinnenvisum und eine unbekannte Zahl illegal Anwesende. Wie leben sie ihre Kultur? Wo ist ihr Afrika?

Behende knüpft die dunkelhäutige Coiffeuse einen Strang Kunsthaar ins Haar ihrer Kundin, teilt ihn in drei gleiche Strähnen und beginnt zu flechten. Immer in die Mitte, nicht zu locker, sonst hält die Frisur schlecht, nicht zu straff, sonst tut's weh. Unter den flinken Fingern wächst ein Zöpfchen nach dem andern, Zentimeter um Zentimeter. Hundert. Zweihundert. Dreihundert. Je nach Wunsch der Kundin. Je nach Geduld und Budget. Sieben Stunden ist Claudia gesessen. Mehrere Hunderter wechseln die Hand. Immer wieder betrachtet sich die junge Frau im Spiegel, von vorn, von hinten, von beiden Seiten. Immer wieder greift sie sich in die dunkelblonden Zöpfli, die sich anfangs

noch etwas ungewohnt, fremd anfühlen. Doch, sie gefällt sich mit der afrikanischen Frisur.

«Wir haben eine sehr gemischte Kundschaft. Afrikanerinnen, Asiatinnen, Europäerinnen, Südamerikanerinnen. Männer auch,» sagt Chefin Esther Bosshard. Sie stammt aus Ghana und lebt seit 1979 in der Schweiz. Seit fünf Jahren führt sie das Black Caesar Afro Centre an der Zürcher Langstrasse. Weil das afrikanische Hairstyling sehr zeitaufwendig ist, ist sie vor kurzem auf die Idee gekommen, im oberen Stock ein afrikanisches Café einzurichten, wo sich die KundInnen eine Pause von der Verschönerungsprozedur gönnen können. Haarverlängerungen, bei denen fremdes Naturhaar Strähne um Strähne eingeflochten wird, oder eben Zöpfchenfrisuren können ohne weiteres einen vollen Tag dauern oder auch zwei. «Wenn wir abends nicht fertig werden, kommst du halt am anderen Tag wieder,» sagt Esther Bosshard. Zeit ist in Afrika nicht so wichtig.

Es ist Nachmittag um drei, das Café beginnt sich langsam zu füllen. An den Wänden hängen Kunstgegenstände, hölzerne Masken und Skulpturen, die Esther Bosshard aus ihrer Heimat mitgebracht hat. Nein, die verkaufe sie nicht. Sie bedeuten ihr viel. «Kunst inspiriert» sagt sie. «Zum Beispiel diese Frauenfigur da. Eine richtige Mutter.» Sie zeigt auf eine Skulptur aus fast schwarzem Holz, eine hochgewachsene Frau, mit drei Kindern, kerzengerade und stolz im Ausdruck. «Eine Mutter leidet nicht,» sinniert sie, die selber drei Kinder grossgezogen hat. Aus dem Radio plärrt das Programm eines Zürcher Privatsenders. «Sister!» ruft jemand vom Nebentisch. Esther Bosshard entschuldigt sich, steht auf und bedient die beiden Männer, die zwar nicht ihre Brüder, aber auch aus Afrika sind. Wortfetzen in verschiedenen Sprachen, Gelächter, Musik: Ist hier ein bisschen Afrika? Esther Bosshard lacht. «Das Afro Centre hat alle Farben. Egal ob schwarz oder weiss, alle sind willkommen.» Aufgewachsen ist Esther Bosshard in der ländlichen Voltaregion in Ghana. Später zog sie zu ihrer Grossmutter in die Hauptstadt Accra, um die Schule abzuschliessen. Ihre Muttersprache ist Ewe. Das Haarkunsthandwerk hat sie teils «by tradition» gelernt, teils in Fachschulen. Dank verbesserter Technik ist vieles einfacher geworden. Krauses Haar wird heute nicht mehr mit heissen Kämmen geglättet, mit denen sich die Frauen oft die Kopfhaut verbrannten, sondern mit Chemikalien. Die Schönheitsideale jedoch sind geblieben. Wenige Tage nach unserem Besuch reist Esther Bosshard für ein paar Wochen in ihre Heimat, wie jedes Jahr. Sie freut sich wahnsinnig. Was würde sie am liebsten aus Afrika in die Schweiz importieren? Sie wiegt den Kopf hin und her, als wollte sie das Für und Wider ihrer beiden Heimaten sorgfältig gegeneinander abwägen. «Das Wetter nicht. Manchmal mag ich das kühle Winterwetter». Sie überlegt nochmals und sagt dann plötzlich: «Früchte, Mangos, das Essen überhaupt und wilde Tiere. Und vor allem Musik.»

Afrika in der Schweiz?

Zmittag um sechs

Draussen erwacht die Langstrasse. Im Afroshop um die Ecke herrscht noch tote Hose. Wo ist Afrika? Afrika ist in der Schweiz ein verborgenes Land. Vor allem das Afrika der Frauen. Konzerte und Discos mit afrikanischer Musik werden vorwiegend von EuropäerInnen, allenfalls von afrikanischen Männern, selten jedoch von Afrikanerinnen besucht. «La vie africaine läuft bei Frauen im Privaten,» erklärt Fernanda*. Sie ist Angolanerin und lebt seit bald zehn Jahren in der Schweiz. Fernanda ist Mutter von vier Kindern im Alter zwischen zwei und zweiundzwanzig Jahren. Die Kleinen sind tagsüber in der Krippe. Das soziale Netz, auf das sie in Angola zählen konnte, fehlt ihr hier. «Mit sechzehn war ich bereits zweifache Mutter, arbeitete zu hundert Prozent und war noch in Ausbildung. Aber irgendwie halfen alle mit, und es funktionierte,» erzählt sie. Dann verlor sie im Krieg ihre gesamte Familie und flüchtete mit ihrem damaligen Mann und den Kindern nach Europa. «Obschon ich damals viel mehr um die Ohren hatte – einen solchen Stress, wie hier in der Schweiz, hatte ich in meinem ganzen Leben noch nie», seufzt sie. Warum ist es so schwierig, Kontakte zu knüpfen? «Tja, einer armen Flüchtlingsfrau hilft man zwar gerne, doch eine gleichberechtigte Freundschaft ist selten erwünscht,» sagt sie etwas bitter. Ihre nichtafrikanischen FreundInnen kann sie an einer Hand abzählen. Und die Afrikanerinnen sind überhaupt nicht vernetzt. «Wir sind zwar viele. Doch Afrika ist riesig, wir sind keine Einheit. Die kulturellen Unterschiede sind gross. Hinzu kommen Sprachprobleme, vor allem für uns Angolanerinnen. Wer spricht schon portugiesisch!»

Wir sitzen in der kleinen Küche. Fernanda rührt in unzähligen Pfannen. Es duftet wunderbar würzig. Die zweijährige Tara will getragen werden, doch ihre Mutter hat auch nur zwei Hände. Fernanda holt ein grosses buntes Tuch und bindet sich damit die Kleine auf den Rücken. Zufrieden mustert das Mädchen die BesucherInnen. Fernanda hat ein paar Freundinnen und Freunde zum Mittagessen eingeladen, so gegen ein, zwei Uhr. Doch die Gäste tröpfeln über den ganzen Nachmittag verteilt herein, die letzten um halb sechs. JedeR isst, wann er oder sie Lust hat. «Dass wir überhaupt eine Zeit abmachen, zeigt, dass wir uns anpassen,» sagt Fernanda schmunzelnd. In Afrika geht man einfach vorbei. Wenn niemand da ist, geht man halt wieder. Fernanda trifft sich mit ihren Freundinnen nie in einem Lokal, immer bei jemandem zuhause. Nicht weil sie etwas gegen Kinos und Restaurants hätte, im Gegenteil: «Wir würden auch gerne mal ins Kino oder einfach ohne Kinder ausgehen, doch das ist aus verschiedenen Gründen sehr schwierig.» Sie zündet sich eine Zigarette an und zählt auf: «Erstens haben die meisten Afrikanerinnen, die ich kenne, Kinder und sind für diese praktisch alleine zuständig, zweitens haben wir gar kein Geld für den Ausgang, drittens wirst du als afrikanische Frau in einem Restaurant dauernd als Nutte angemacht, und viertens sind die afrikanischen Männer sehr eifersüchtig.» Stimmt das? Rodolfo zuckt mit den Schultern, Kathrin, seine schweizerische Frau, blickt ihn prüfend an. «Doch, doch,» insistiert Fernanda, «afrikanische Männer trauen ihren Frauen nicht, weil sie selber untreu sind. Kaum sind sie aus dem Haus, machen sie Frauen an, selbst wenn sie zehnfache Väter sind.» Zustimmendes Gemurmel. «Ja, das stimmt», sagt Kathrin. Rodolfo möge es auch nicht, wenn sie sich mit anderen Afrikanern treffe. Bei Schweizern habe er jedoch nichts dagegen. Rodolfo widerspricht nicht. Es klingelt. Weitere Gäste treffen ein. Ana, Daniel und Isabel mit Söhnchen Manuel. Fernanda klärt sie auf portugiesisch über den Besuch der FRAZ-Journalistin auf. Ana runzelt die Stirn: «Ein afrikanisches Leben in der Schweiz gibt es nicht. Wir leben hier ja nicht isoliert. Wir passen uns an.» Ana sagt es fast trotzig, als gäbe es dem nichts mehr hinzuzufügen. Ihr Gesicht hellt sich wieder auf, nachdem sie einen Blick in die Töpfe geworfen hat. Sie schnappt sich einen Teller und schöpft von allem ein bisschen: Zuerst ein Löffel Fufu, ein Griessbrei, darüber kommt etwas vom geschmorten Huhn in Tomatensauce, daneben je ein Häufchen gedämpfte Maniokblätter und rote Bohnen. Den geräuchten Fisch in Sauce probiert sie erst im zweiten Durchgang. Fernanda hat den ganzen Morgen in der Küche gestanden. Ihre Mühe wird mit Kaskaden von Komplimenten belohnt.

Seit neun Jahren lebt Ana in der Schweiz. Heimweh? «Oh, ja! Ich habe immer Heimweh. Die Wärme fehlt mir und die Lebensfreude.» Am Anfang habe sie viel geweint, doch irgendwann habe sie sich gesagt: Entweder du passt dich an, oder gehst zugrunde. Ana ist diplomierte Bankkauffrau, doch eine Stelle kriegt sie hier nicht. Die Schweiz anerkennt ihre Ausbildung nicht. So geht es vielen in der Runde: Roberto ist Autotechniker und arbeitet als Hilfsmechaniker, Rodolfo ist Computerfachmann und jobbt als Tellerwäscher. Auch Fernanda, die nebst portugiesisch französisch, italienisch und deutsch spricht und ein Diplom als Sekretärin besitzt, findet in der Schweiz keine Arbeit. Und warum Isabel den Job in der Fabrik nicht gekriegt hat, wird sie wohl nie erfahren. «Man sagte mir, weil ich nicht gut genug Deutsch könne. Dabei spricht dort niemand deutsch.» Rassismus? Sie zuckt die Schultern.

Afrika für eine Nacht

Dennoch: Trübsal blasen mag niemand. Immer wieder erhellt schallendes Gelächter das Gespräch. Der Geräuschpegel steigt, die Männer fallen den Frauen ins Wort und umgekehrt, alle reden durcheinander, auf portugiesisch, französisch, englisch und wenig deutsch. Die Griesgrämigkeit vieler SchweizerInnen macht am meisten zu schaffen, da sind sich alle einig. «Wir haben zwar jede Menge Probleme am Hals, doch wir tragen sie immer mit einem Lächeln,» sagt Ana und Artur doppelt nach: «Wir sind fröhlich mit oder ohne Probleme. Wenn aber ihr unsere Probleme hättet, ihr würdet zusammenkrachen.» Sein grösster Wunsch an die SchweizerInnen ist mehr Offenheit. Alle pflichten ihm bei. «Die Schweizer sind so verschlossen. Das ist schade. Vorurteile können nur durch Begegnungen abgebaut werden.» Toleranz? «Ja, auch», sagt Artur, doch Ana widerspricht: «Wir müssen gewisse Regeln akzeptieren und da ist es völlig klar, dass wir nicht die ganze Nacht durchtanzen und Musik machen können».

Gelegenheit, wieder einmal eine Nacht lang durchzutanzen, ohne Reklamationen aus der Nachbarschaft zu riskieren, bieten die Feste der Angolanervereinigung. Solche Vereinigungen gibt es für die verschiedensten Nationalitäten. Gefeiert werden beispielsweise Weihnachten, Neujahr und natürlich Unabhängigkeitstage, bei den AngolanerInnen ist das der 15. November. Dann wird getanzt, gegessen, diskutiert und gelacht bis irgendwann spät in der Früh. Logisch, sind die Kinder mit dabei. Wenn sie müde sind, gehen sie schlafen. Das ist Afrika. Afrika für eine Nacht.

*** Namen geändert**

Bea Drack Fischer ist freie Journalistin und lebt auf Mallorca.